

Uwe Kant

Die Reise von Neukuckow nach Nowosibirsk



Impressum

Uwe Kant

Die Reise von Neukuckow nach Nowosibirsk

ISBN 978-3-96521-892-5 (E-Book)

Das Buch erschien 1980 in Der
Kinderbuchverlag Berlin.

Umschlaggestaltung: Ernst Franta

© 2023 EDITION digital®

Pekrul & Sohn GbR

Godern

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Pinnow

Tel.: 03860 505788

E-Mail: verlag@edition-digital.com

Internet: <http://www.ddrautoren.de>

Für Leser von 13 Jahren an.

1

„Nee, Mudder, guck bloß mal eins raus, was das wieder für einen scheunen Tag gibt heut“, sagt Herr Prüwermann zu Frau Prüwermann, „guck doch bloß mal eins raus!“ Und das macht nun auch Frau Prüwermann. Sie guckt raus.

Aber nicht so, wie ihr Mann sich das vielleicht denken mag. Der denkt vielleicht an die Linde gegenüber, die immer noch blüht und blüht, als sei sie die einzige Linde in Neukuckow oder auf der ganzen Welt und müsste nun für alle anderen mitblühen. Der meint vielleicht, sie guckt sich den Himmel an, der heute wirklich so blau ist wie die blauesten Himmel des Kunstmalers und Glasermeisters Roggenthin aus der Goldenbower Straße – und der versteht sich auf blaue Himmel. Frau Prüwermann guckt bloß eben auf den Minimax, auf das Maximum-Minimum-Thermometer, das außen gleich hinter den doppelten Scheiben am Fensterrahmen festgemacht ist. „Ja, ja“, sagt sie, „morgens um neun schon zweiundzwanzig Grad, wo soll das bloß noch hin? Und – und die nächtliche Tiefsttemperatur betrug siebzehn Grad Celsius!“ Herr Prüwermann sagt: „Ach wat,

Celsius und Romulus, 'n scheunen Tag wird das heut trotzdem!“ Und er nickt eigensinnig vor sich hin. „Nu hör mal tau“, sagt seine Frau, „jetzt will ich dir mal was sagen, Ludwig Prüwermann, du bist 'n richtigen ollen Schwärmer, weiter gar nix!“

Aber Herr Prüwermann nickt noch ein bisschen weiter in der eigensinnigen Weise. Wenn sie ihm wirklich weiter nichts sagen will, das mit dem Schwärmer, das hat er ja nun weißgott schon gewusst. Das hat sie ihm schon oft gesagt, tausendmal vielleicht, und das erste Mal vor zweiundfünfzig Jahren, als der Ludwig Prüwermann die Margarethe Saschenbräcker gefragt hat, ob sie ihn nicht ein bisschen heiraten möcht. Vielleicht stimmt es sogar, aber das macht weiter nichts, dafür hat er ja nun sie, eine Frau, die mit einundsiebzig Jahren noch losgeht und bei Johann Friedrich Möllendorp, Optik und Uhren, so ein verzwicktes Thermometer kauft, so ein Minimax.

Johann Friedrich Möllendorp, Optik und Uhren, steht schon in seinem Laden, den er den Kundenraum nennt, und zählt die Sonnenbrillen. Es sind noch einundzwanzig. Die Stadt Neukuckow hat

siebentausendvierhundertneunundsechzig Einwohner. Man muss sogleich, man muss sogleich Sonnenbrillen nachbestellen, denkt Johann Friedrich Möllendorp. So denkt er immer, so ein bisschen ruckweise. Eigentlich kann er Sonnenbrillen überhaupt nicht leiden. Immer wenn er eine Sonnenbrille verkauft, kommt er sich vor wie ein Kammersänger, der in der Operette mitsingen muss. Sonnenbrillen, meint er, sind etwas Unsolides. Und schon gar nicht kann er diese neumodischen Dinger leiden, von denen einer Augen kriegt wie der Hund im Märchen: so groß wie Untertassen. Er hält aber noch eine davon in der Hand. Es ist die einundzwanzigste. Und die legt er nun ganz vorsichtig wieder in die mit rotem Samt ausgeschlagene Schublade zurück. Ja, Johann Friedrich Möllendorp hat einen sehr eigenen Geschmack, gottlob. Jedoch – er ist Geschäftsmann. Ein Geschäftsmann muss sich nach dem Geschmack der anderen Leute richten. Sollten sie sich eines Tages dreieckige Brillen ausdenken, so werden auch die bei ihm zu haben sein. Keiner soll sagen, in Neukuckow ist nichts los, in Neukuckow gibt es nicht das volle Sortiment, Neukuckow liegt hinter dem Mond.

Neukuckow ist Kreisstadt. Und wenn sich die Kreisstädter partout ihre Gesichter verunzieren wollen, dann sollen sie nicht umsonst Johann Friedrich Möllendorps Messingklinke drücken. Außerdem muss man an die Touristen denken. Die haben es ja nun auch gemerkt, was er schon immer gesagt hat, dass nämlich der Neukuckower See der schönste weit und breit ist, auch sauberer als der Dallendorfer und längst nicht so überlaufen wie der Grievitzer See, längst nicht so überlaufen, sage ich Ihnen.

Draußen auf der anderen Straßenseite geht jemand vorbei. Er geht so langsam, wie eigentlich nur die Urlauber gehen, weil sie wissen, dass der Tag noch lang ist und die Stadt klein. Also kleiner als Berlin, Schwerin und Rostock jedenfalls, immerhin jedoch größer als Soltow, Perkuhn und Gützow. Ja, nein, das ist aber kein Urlauber, das ist vielmehr, vielmehr ist das ja Kliefoths Ältester, Kliefoths Erich. Johann Friedrich Möllendorp hat richtig gesehen. Das wäre auch noch schöner, wenn der nicht richtig sehen wollte durch die Möllendorpsche Zweistärkenbrille. Aber falsch gedacht hat er doch. Davor schützen keine Brillen. Er hat nicht daran

gedacht, dass einer auch Urlauber sein kann in der eigenen Stadt.

Klifoths Ältester, Klifoths Erich, ist ein Seefahrer. Er fährt auf der „Ehrenfriedersdorf“ durch die Ostsee, die Nordsee, die Indische See und verschiedene andere Seen.

Genaugenommen hat er es erst einmal getan, denn er ist noch nicht lange dabei. Aber schon wird er wohl der weitestgereiste Mensch aus Neukuckow sein. In der Nacht ist er von seiner ersten Fahrt zum ersten Urlaub nach Hause gekommen. Sein Vater, Schulhausmeister Klifoth, hat ihn mit der alten Beiwagen-EMW gleich vom Hafen abgeholt. Im Hafen gibt es gefährliche Kneipen und schlechte Frauen, hat Frau Klifoth gesagt, und sie ist erst richtig froh, wenn sie den Bengel wieder in der Dachkammer hat.

Das ist nun schon gewesen. Erich hat nun schon gefrühstückt, hat sich mit der leinenen, hellbräunlichen Ausgehuniform geschmückt, die Krawatte festgezurt und ist auf die Straße getreten. Achtung, Neukuckow, ahoi, Erich der Seefahrer kommt. Wie er so durch die Goldenbower Straße kommt, schwitzt er schon ein bisschen und ist schon ein bisschen enttäuscht. Dass er schwitzt, mit Krawatte und

im Jackett, ist nicht sehr verwunderlich, da brauchte er bloß Frau Prüwer mann, die Wetterexpertin, zu fragen; dass er enttäuscht ist, macht schon mehr wundern – was hat er denn gedacht? Sollten sie während seiner Abwesenheit in Neukuckow Diamanten geschürft haben? Das muss man wissen: so ein Platz ist Neukuckow nicht.

In Neukuckow geht alles seinen Gang, aber ruhig, sachte zu. Neukuckow ist nicht gerade Paris oder Nowosibirsk oder Schwarze Pumpe, aber ganz ohne ist es auch nicht. Neukuckow hat fünf Schulen, eine Tuchfabrik, ein Gaswerk, eine Mostrichfabrik, ein Futtermittelwerk, eine LPG, ein backsteinernes Rathaus, eine ebensolche Kirche, vier Bäckerläden, eine Apotheke, eine Eiskonditorei, Postamt, Bahnhof, Sparkasse und noch viele andere ordentliche Einrichtungen mehr, hat alles, was eine Stadt von siebentausendvierhundertneunundsechzig Einwohnern braucht – und obendrein einen Seefahrer.

Der kommt nun so durch die Goldenbower Straße, geht an Möllendorps Haus vorbei, eine Sonnenbrille hat er schon, eine aus Djibouti, eine andere braucht er nicht, das wäre was,

ein Fahrensmann mit Augengläsern. An der Ecke Rosenstraße biegt er rechts ein, wird also zum Markt gehen. Ja, er wird zum Markt gehen, wird sich die Schaufenster angucken, sich auch ein bisschen drin spiegeln, wird sich von Doris Schröder in der Drogerie Schröder einen Kamm verkaufen lassen, obwohl er schon drei besitzt, darunter einen aus Haiderabad, aber das ist ja nun etwas anderes, dann wird er an die Däbel gehen zur Schleusenbrücke und sich ein bisschen die Flussschiffer, diese Süßwasseropas, besichtigen, und danach wird es Zeit, zum Bahnhof zu gucken, um zehn Uhr elf kommt der Rostocker Zug, mal sehen, wer da aussteigt. Vorher, an der Ecke Rosenstraße, widerfährt Kliefoths Erich, Kliefoths Ältestem, noch beträchtliche Genugtuung, denn zwei Fünfjährige starren ihm erst hinterher, überholen ihn dann, um ihn unverblümt von vorne zu besichtigen, und überlegen nun wohl, ob dies ein Konteradmiral oder nur ein Flugkapitän gewesen sein mag. Da greift Erich einmal lässig zur Brusttasche, angelt nach den japanischen Zigaretten, den männermordenden, findet sie aber nicht, denn die hat schon seine Mutter beschlagnahmt. Donner und Doria, das muss nun aber auch

alles anders werden. Schräg gegenüber liegt „Rabes Diele“, da gibt es vielleicht Cabinet. Wenn einer in Neukuckow Cabinet hat, dann Johnny Rabe. Der bringt sie aus Berlin mit im Polski Fiat. Erich ist halb über'n Damm, da liest er es schon: Heute Ruhetag. Donner und Doria, Schietkram, verdammichter. „Rabes Diele“ hat heute Ruhetag.

Johnny Rabe dagegen steht voll unter Dampf. Das heißt, gerade hockt er, aber gleich wird er wieder stehen, das schafft er schon noch, wenn es ihm auch sauer wird. Johnny Rabe ist gerade bei der neunundzwanzigsten Kniebeuge mit einem Fünzigkilo-Sandsack im Genick. Du wirst alt, Rabe, denkt er, neunundzwanzig – da war früher Halbzeit, jetzt möchtest du am liebsten abwerfen und bist froh, wenn es am Ende vierzig werden. Für einen Mann in seinem Alter sind vierzig solche Beugen allemal Spitzenleistung, selbstverständlich, das macht ihm noch lange keiner nach in Neukuckow und Umgebung, bitte schön. Aber so bequem rechnet Johnny Rabe nicht. Wie alt er ist, will Johnny überhaupt nicht wissen. Und Neukuckow – Neukuckow ist für den kein Maßstab. Der rechnet im Landesmaßstab, Europamaßstab,

Weltmaßstab. Dabei wird der Name Rabe immer kleiner. Das träumt er manchmal; wenn er seinen Namen gar nicht mehr erkennen kann, dann wacht er auf und greift sich wie wild die Hanteln, und wenn es nicht mehr geht, dann guckt er sich sein Gesicht im Spiegel an. Er sieht dann ein großes, schweißnasses Gesicht mit einer geraden breitrückigen Nase, kantigen, muskulösen Wangen und einem schweren, eingekerbten Kinn. Wenn er die Augen zumacht, sieht er das Gesicht immer noch, und obendrein hört er eine metallische Lautsprecherstimme: „Sieger und Europameister im Hammerwerfen Johnny Rabe, Mecklenburg, mit einer Leistung von ...“. Dann geht er unter die kalte Dusche, und dann kann er meistens schlafen.

Ja, wenn er es nur mit Neukuckow halten wollte, dann sollte er wohl von Traumgesichten verschont bleiben. Er ist längst über vierzig, wohlan, aber immer noch hält Johnny Rabe die Kreisrekorde im Speerwerfen, Diskuswerfen, Hammerwerfen und Kugelstoßen. Speer, Diskus und Kugel, gut, gut, das war nur Spielkram gewesen. Aber ach, der Hammer, an den hat er sein Herz gehängt, an dem hatte er sich festhalten

wollen mit seinen großen, starken, gebräunten Händen, der hatte ihn hinauskatapultieren sollen aus mecklenburgischer Tiefebene in die Welt, hinauf auf olympische Podeste, hinein in die Schlagzeilen und ins Gedächtnis der Menschen. König Johnny wollte er werden, und der Hammer sollte sein Zepter sein. Johnny Rabe vollendet die vierzigste Kniebeuge und wirft den Sandsack ab. Ihm ist ein bisschen schwarz vor Augen, aber das wird sich gleich geben, das legt sich gleich. Er lehnt sich an die Wand, pumpt Luft durch den mächtigen Brustkorb und presst für zwei Sekunden das Gesicht ins chinesische Handtuch.

Es begab sich aber vor soundso viel Jahren zu Neukuckow im Lande Mecklenburg, dass dem Gastwirt Karl-Ludwig Rabe und seiner Frau Lina ein Sohn geboren wurde, Johannes getauft, aber bald Johnny gerufen, wegen Fröhlichkeit, blauer Augen, blonder Locken und Küstennähe, der bestimmt schien, ein neuer Herkules zu werden. Als er acht Jahre zählte, bezwang er den vielgefürchteten Ganter des Ackerbürgers Griese, schleuderte ihn am Halse um sich herum und ließ ihn jämmerlich in die Johannisbeerbüsche fahren;

mit zehn Jahren rang er den mit handlichen Hörnern versehenen Heidschnucken-Widder Oskar seines Onkels Wilhelm in die Knie; mit dreizehn führte er die Jungen der Rosenstraße in siegreiche Schlachten gegen die aus der Goldenbower; als er achtzehn Jahre alt war, betastete ihn ein begeisterter Stabsarzt, stieß verschiedene anerkennende Pfiffe aus und erklärte, endlich steuere nun auch dieses Nest Neukuckow eine Wunderwaffe zu des Führers Endsieg bei. Da maß er einen Meter und einundneunzig Zentimeter und wog einhundertzweiundachtzig Pfund.

Weil es aber in jenem Krieg noch viel stärkere Dinge gab als einen starken Jungen, weil dies alles nicht mehr mit Schild und Speer gemacht wurde, fingen sie ihn doch bald ein, und als sie ihn wieder laufenließen, da maß er schon einen Meter und fünfundneunzig Zentimeter, wog aber zeitweilig nur noch einhundertachtundsechzig Pfund. Das war im kalten Jahr siebenundvierzig.

Johnny hatte immer noch keine Goldmedaille. Aber das störte ihn damals noch nicht. Er wusste nichts von Goldmedaillen, kannte nur das Goldene Parteiabzeichen der Nazis, das Eiserne Kreuz, die Nahkampfspange, wusste

nichts von sportlichen Gerätschaften, kannte nur Billardkugeln und Hämmer zum Nägeleinschlagen, und seine Träume reichten nur immer von einem Mittagessen zum andern, von Blut- und Grützwurst bis Pellkartoffeln mit Quark.

Johnny Rabe kommt unter der Dusche vor. Er frottiert sich, bis er ganz rot aussieht. Er macht einen schmalen Spind auf, in dem ein einziges Kleidungsstück hängt, ein blauer Trainingsanzug. Den zieht er an. Der Anzug passt ihm nicht recht. Er spannt über der Brust, in den Schultern, an den Ärmeln. Das Blau ist schon ein bisschen verschossen, die Hosen sind unmodisch weit, sie sehen sehr komisch aus, so etwas kriegt man sonst nur noch auf alten Fotografien zu sehen. Vorn links ist ein Wappen aufgenäht, ein etwas schieläugiger Büffelkopf mit bleckender roter Zunge. Über den Rücken erstreckt sich, in weißen Buchstaben, von Schulterblatt zu Schulterblatt das Wort MECKLENBURG. Das M und das G sind ein bisschen verzerrt.

Das ist also ein sehr alter Trainingsanzug. Das sieht man gleich. Man staunt nur, dass es so einen überhaupt noch gibt. Das kommt, weil Johnny Rabe ihn jahraus, jahrein nur an einem

Tag in der Woche, am Ruhetag, und immer nur im Haus anzieht. Erst trainiert er, dann duscht er, dann zieht er den alten Anzug an, und dann geht er hinunter in die Gaststube, die Theke zu putzen. Jeden Montag. Früher einmal hatte er seinen Ruhetag am Mittwoch gehabt. Aber das ist unendlich lange her ...

Johnny Rabe, der einmal ein Herkules zu werden versprach und einmal eine Wunderwaffe sein sollte, aß also Blut- und Grützwurst und Pellkartoffeln mit Quark. Und als er wieder etwas Schmalz in den Armen und etwas Speck auf den Rippen hatte und nicht viel zu tun, da ging er zu denen von der SG Lokomotive Neukuckow. Die hatten in ihrer Gerätekammer noch einen alten Speer. Mit dem konnte keiner was anfangen. Den gaben sie Johnny Rabe. Johnny griff sich das Ding, das fast nichts wog in seiner Hand, und warf es ganz schön weit. Jedenfalls in Neukuckow hatte noch niemand einen Speer weiter fliegen sehen. Höchstens der Sohn vom Buchhändler Albrecht hätte das von sich sagen können, weil er 1936 die Olympiade in Berlin angeguckt hatte. Aber der war ja nun tot, gefallen bei Dnjepropetrowsk 1941. Johnny Rabe guckte seinem Speer hinterher und war

zufrieden. Bis der ältere, dünne Mann gekommen war.

Er war mit dem Zug aus Rostock gekommen. Er hatte schwer an einem zerschrammten Koffer getragen. Nun saß er auf diesem Koffer, rauchte einige Unitas-Zigaretten und sah Johnny Rabe beim Speerwerfen zu. Fast eine Stunde sah er aus zusammengekniffenen Augen zu und rührte sich nicht von seinem Koffer. Das machte Johnny allmählich nervös. Immer wilder schwang er sein Gerät, der Arm flog ihm schier aus der Schulter, aber seine Würfe wurden immer kürzer. Endlich stand der ältere, dünne Mann von seinem Koffer auf und sagte: „Das ist nix für Sie. Sie werden nie schnell genug im Anlauf sein. Und ob Sie die Technik noch lernen? Einen brauchbaren Speerwerfer haben wir schon, einen aus Parchim. Passen Sie mal auf, ich zeig Ihnen mal was.“

Der dünne Mann hatte seinen Koffer aufgemacht und das Hauptstück seines Gepäcks hervorgeholt. Eine fast fünfzehn Pfund schwere Eisenkugel, befestigt an einem starken Stahldraht, der ungefähr einen Meter lang war und am Ende einen Griff für zwei große Hände hatte. So, hatte der Mann

gesagt, dies wäre nun mal schon der Hammer. Er hatte das seltsame Gerät mit seinen beiden mageren, gelblichen Händen am Griff gepackt, hatte versucht, sich schnell damit im Kreis zu drehen, so dass die Kugel von der Fliehkraft angehoben wurde, und hatte den sogenannten Hammer nach vorn fortfliegen lassen – wenn man im Zusammenhang mit einem Dutzend Metern überhaupt von Fliegen sprechen kann.

„Ja“, hatte er gesagt, „das war ja nun nix, der lässt sich nämlich vielleicht über fünfzig Meter schleudern. Ich weiß, wie man's macht, kann's aber nicht. Sie wissen nicht, wie man's macht – könnten es aber. Das ist nicht das gleiche. Das ist viel besser. Das lässt sich noch ändern.“

Der dünne Mann hatte Johnny Rabe ermahnt, stets auf Sicherheit zu achten, denn ein Abschirmgitter könne er ihm nicht auch noch besorgen, und hatte ihn mit dem Hammer und einem handgeschriebenen Oktavheft, in dem nachzulesen war, wie man's macht, in Neukuckow zurückgelassen. Da hatte er nun schon mal sein Zepter, war jedoch ein König noch lange nicht. Aber dieses, ganz richtig, dieses ließ sich ja noch ändern. Fuhr aber nun

fortan Johnny, der Beinahe-Herkules, der Noch-Nicht-König, an einem jeglichen Tag auf krachendem Fahrrad zur heimlichen Waldwiese, weil die Fußballer ihm bald verboten, ihrem Felde Scharten zu schlagen, und schleuderte immer von neuem sein Eisen um sich und in den Himmel, dass alles sich davonmachte, was kreucht und fleucht, und die Reisigweiber manch krauses Stückchen zu erzählen wussten von dem verrückten, wildgewordenen Kraftmenschen aus Neukuckow. Darüber vergingen zwei Monde, und als der dritte anbrach, da war Johnny Rabe aus der Rosenstraße schon ein Kreiskönig geworden. Das ist nicht viel mehr als ein Zaunkönig, aber es ist ein König, immerhin.

Zuerst hatten sie ihn gar nicht starten lassen wollen, ohne Gitter und als einziger Teilnehmer. Aber das hatte Johnny nicht einsehen wollen, dass die ganze Plackerei umsonst gewesen sein sollte, die Blasen an seinen Händen und die Kletterpartien in den Eichen, in denen der Hammer sich mehr als einmal verfangen hatte. Er hatte sich auf den Mann aus Rostock berufen, der ihm aufgetragen hatte, das Hammerwerfen für

Mecklenburg zu erlernen, und zwar schleunigst, und hatte sich am Ende durchgesetzt. Er hatte seinen Hammer mit allen Kniffen und Pfiffen und mit der geheimen Putzmischung geputzt, mit denen er sonst die Bierhähne und den Tresen in Vaters Kneipe putzte, war ins Feld der sportlichen Ehren gerückt, auf dem er nichts als sich selbst und vielleicht noch den leisen Spott der anderen zu besiegen hatte, und war Kreismeister geworden mit der amtlich vermessenen und protokollierten Weite von 28,92 Metern.

Johnny Rabe hat nun genug herumgeputzt an Rabes Diele in dem ulkigen Trainingsanzug. Spaßeshalber stemmt er noch den schweren Stammtisch ein bisschen in die Höhe. Dann wird er nach oben gehen und sich fein machen. Die maßgeschneiderte Hose wird er anziehen, die englischen Schuhe, den Shetland-Pullover und die weiche, braune Lederjacke. Er wird zur Garage gehen, den Polski Fiat herausholen und zum Mittagessen nach Rostock fahren. Oder nach Warnemünde. Johnny Rabe ist ein wohlhabender Mann. Seine Gastwirtschaft ist die beste in Neukuckow. Und er hat sein Geld für sich allein, keine Frau, kein Kind. In

Rostock lacht er sich hin und wieder eine Freundin an. Aber keine darf ihn in Neukuckow besuchen, höchstens aufs Boot dürfen sie kommen, und keiner sagt er, dass er Gastwirt ist. Er erzählt ihnen, er sei ein Trainer.

Johnny Rabe war ein Kreiskönig geworden und ein Gastwirt bald darauf. Seine Eltern waren rasch hintereinander gestorben und hatten ihm die Kneipe „Neukuckower Hof“ hinterlassen. Er hatte eine Trauerzeit eingehalten, und dann hatte er den Malermeister Brumm beauftragt, ein neues Schild zu malen. „Rabes Diele“ stand darauf. Er hatte in einem Buch gelesen, denn manchmal las er auch Bücher, dass es in Berlin eine berühmte Gaststätte mit ähnlichem Namen gab. Aber die kannten nur wenige in seiner Stadt, der Buchhändler Albrecht, der Apotheker und der Pfarrer vielleicht. Die machten dann auch ihren Stammtisch bei ihm auf. Die andern Neukuckower sagten erst einmal: „Der Rabe, der spinnt ja nun.“

Aber der war kein Spinner, der hatte sich die Sache überlegt. Der wollte ein Hammerwerfer werden vor dem Herrn und wusste, dass auch Hammerwerfer etwas essen müssen – und

nicht zu knapp. Und weil er auch noch wusste, dass er außer dem kurzen Schießen nichts gelernt hatte als Bierzapfen, hatte er beschlossen, sein Brot als Gastwirt zu verdienen. Er brauchte also Gäste. Solche, die ein bisschen sitzen blieben und ein bisschen Geld daließen. Deshalb wollte er alles neu und besonders machen: mit dem Namen hatte er angefangen. Nachdem er das alte Schild abgemacht hatte, hatte er nicht gleich das neue angemacht. Er hatte die Tür verriegelt, und die Ärmel hatte er hochgekrempelet. Er hatte geputzt und gemalert, hatte die besseren Gläser vom Dachboden geholt und alle Tischdecken aus den Schränken seiner Mutter genommen. Er war über die Dörfer gefahren und hatte den neuen Benutzern oder Verwaltern der Gutsschlösser hier und da einen schönen alten Stuhl oder einen merkwürdigen Krug abgelistet. Ein Dorfbürgermeister hatte ihm einen Stapel von dreiundzwanzig gerahmten und verglasten bunten Zeichnungen geschenkt, auf denen jeweils verschiedene Herren mit Zylinderhüten auf verschiedenen Pferden mit gestutzten Schwänzen durch verschiedene Felder und Auen sprengten.

„Hier, min Jung“, hatte der Bürgermeister gesagt, „wat salln wi mit all disse ollen Barone.“ Johnny Rabe hatte mit den Gläsern und den Decken, den Stühlen und den Krügen und den verschiedenen Baronen seine Gaststube eingerichtet. „Rabes Diele“. Und als er fertig war damit, hatte er das neue Schild angemacht, die Tür aber immer noch verriegelt gelassen, eine ganze Woche lang.

„Nu spinnt er aber wirklich und wahrhaftig“, sagten die Neukuckower.

Es ging jedoch keiner vorbei, der nicht versucht hätte, durch die Fensterläden zu linsen. Aber nur ein bisschen, denn die Neukuckower halten sich nicht für neugierige Leute, und danach mussten sie sich richten. Nachdem Johnny das neue Schild angemacht hatte, war er zu dem alten Bregenfeldt von der Druckerei Bregenfeldt & Tews gegangen (Tews war schon dreißig Jahre tot) und hatte mit dem ein langes und breites Gespräch bei einer Flasche Kümmel gehabt. Am Ende hatte der alte Bregenfeldt dem Johnny immer noch einmal auf die Schulter geklopft. Auch hatte er aus einem verborgenen Schubfach an die hundert Karten aus festem gelblichem Karton gezogen und feierlich versprochen, sie so

schnell wie möglich und mit seinen allerfeinsten Lettern mit dem folgenden Text zu bedrucken:

EINLADUNG

Sehr geehrter ...

Es wird mir eine große Ehre sein, Sie und Ihre werte Gattin anlässlich der Eröffnung meines vollständig renovierten Restaurants „Rabes Diele“, Rosenstraße 14, daselbst am 24. 6. ab 18 Uhr begrüßen zu können.

Der Wirt
Johannes Rabe

Johnny hatte schreiben wollen: „dort“. Aber der alte Bregenfeldt hatte auf „daselbst“ bestanden. Dort oder daselbst – die Karten machten ein Aufsehen in der Stadt, auch wenn die Neukuckower in ihrer kaltblütigen Art sich das nicht so anmerken ließen. Diejenigen, die eine Einladung bekommen hatten, sagten: „Nu kuck mal eins einer an.“ Die anderen sagten: „Nu is es soweit, nu schnappt er über.“ Damit war noch nichts entschieden.

Daraus konnte noch Anerkennung werden oder Schadenfreude. Für Johnny gab es

allerdings keinen Zweifel. Der war ganz zuversichtlich, der wusste, dass er getan hatte, was er konnte, und dass das nicht wenig war.

Er fuhr wieder in den Wald und übte stundenlang mit seinem Hammer. Mit Hilfe einer langen Wäscheleine, die er meterweise geknotet hatte, stellte er fest, dass er immer häufiger über dreißig Meter kam. Einmal blieb er noch zwei Finger breit unter fünfunddreißig Meter. Er wusste, alles würde gut werden. Und man konnte ihm das ansehen. Bis zu einem Tag eine Woche vor der Eröffnung von „Rabes Diele“. Da brachte ihm der Briefträger ein leichtes weiches Päckchen und einen Brief von dem dünnen Mann. In dem Päckchen war ein wunderschöner blauer Trainingsanzug mit einem Wappen auf der Brust und weißen Buchstaben auf dem Rücken. Das Wappen zeigte einen etwas scheeläugigen Büffelkopf mit bleckender roter Zunge; die Buchstaben ergaben das Wort MECKLENBURG. Bevor er den Brief öffnete, zog Johnny mit etwas zitternden Händen den Anzug an. Er passte wie angegossen. Der Brief war kurz. Er lautete:

Lieber Sportfreund Rabe!

Mit gleicher Post geht Ihnen der Trainingsanzug der Mannschaft des Landes Mecklenburg für die Zentralen Wettkämpfe in Berlin zu. Wir treffen uns am 24. 6., 15 Uhr, vor dem Landestheater Schwerin zur Abfahrt mit dem Autobus. Der Termin ist unbedingt einzuhalten, da widrigenfalls eine Teilnahme unmöglich ist. Im Falle von Verletzung oder Krankheit bitten wir um umgehende Benachrichtigung. Sport frei!

Nein, sagte Johnny Rabe, nein, das ist nicht möglich, das gibt es doch nicht, das darf nicht sein, du hast dich verguckt, Rabe. Hatte sich aber nicht verguckt, hatte ganz richtig gesehen: 24. 6., 15 Uhr. Und als er das zum fünften Mal gesehen hatte, legte er sich bäuchlings aufs Bett und fing an zu heulen. Das hatte er lange nicht mehr gemacht, und zuerst ging es schlecht, aber dann immer besser. In der Nacht träumte er zum ersten Mal den Traum, in dem sein Name immer kleiner wurde, bis er nicht mehr zu erkennen war.

Die nächsten Tage bis zum 24. 6. vergingen schnell. Johnny Rabe hatte ein Mittel gefunden, sie schnell vergehen zu machen. Jeden Morgen nach dem Aufstehen stellte er

sich vor den Spiegel und sagte sich ins Gesicht: Ich fahre hinterher. Ich fahre bestimmt hinterher. Du wirst es schon sehen. Gleich am 25., morgens um sechs, fahre ich mit dem Fahrrad an die Berliner Chaussee. Da fährt manchmal ein Auto. Da wird mich eins mitnehmen. Das machen wir. Das kriegen wir schon. Du darfst bloß den Hammer nicht vergessen, wer weiß, ob uns einer einen Hammer borgt. Nach solchem Morgengebet schnitt er noch ein paar Grimassen, und dann glaubte er alles, was Johnny Rabe ihm da erzählt hatte. Nur am Vierundzwanzigsten, drei Uhr nachmittags, wurde es noch einmal schlimm. Johnny sah den dünnen Mann am Bus auf und ab gehen, sah ihn eine neue „Unitas“ anzünden, seine zerschrammte Taschenuhr kontrollieren, hörte ihn den anderen erklären, dieser Rabe aus Neukuckow, das sei ein Pfundskerl, auf den könne man sich verlassen, MECKLENBURG könne sich verlassen auf den, sie wüssten ja wohl selbst, wie es heutzutage mit der Pünktlichkeit der Züge stünde, etwas müssten sie schon noch warten, lohnen täte sich das auf jeden Fall. Wie lange mochten sie auf ihn warten? Eine halbe Stunde? Oder eine ganze? Als die Standuhr vier geschlagen

hatte, band er sich die lederne Schürze um und ging nach unten. Rabe von „Rabes Diele“. Johannes Rabe, der Wirt. Herr Rabe kontrollierte noch einmal das Äußere des Aushilfskellners, den er für den großen Tag engagiert hatte, auf Sitz und Sauberkeit, überprüfte letztmalig die Vorräte an dünnem Bier, fuseligem Schnaps und saurem Most, das beste Bier, den besten Schnaps, den besten Most, die aufzutreiben gewesen waren, und bezog Stellung hinter der Theke. Nein, sagte Herr Rabe, der Wirt, zu Johnny, dem Hammerwerfer, nein, nein, das hat schon alles seine Richtigkeit, das konnten wir ja nun nicht anders machen, die hätten sich ja glatt krankgelacht über uns, erst großmächtige Karten verschicken und dann wieder absagen – da hätten wir uns ja wohl unmöglich gemacht in Neukuckow bis zum Jüngsten Tag. Nein, heute sei ruhig, morgen, morgen kannst du hinterherfahren.

Johnny Rabe ist niemals hinterhergefahren. Am Morgen des Fünfundzwanzigsten ist er in seinem Bett gelegen, und der Magen hat ihm gebrannt wie höllisches Feuer, und in seinem Kopf ist ein Erdbeben gewesen, und in seinem Mund herrschte Trockenheit, und die Beine

haben ihm gezittert wie Espenlaub, und sollte doch dieser dünne Mann alleine zusehen, wie er seine dämliche Eisenschleuder vom Fleck bewegte, verdammich noch mal. Zwar trinkt ein guter Wirt nicht seinen eigenen Fusel, aber am Eröffnungstage, wenn einem ein jeder zuprotestet auf Glück und Gelingen, dann eben doch, das muss man schon machen, so jung kommen wir nie wieder zusammen, wenn das dein Vater noch erlebt hätte, wirklich alles sehr gediegen, mein lieber Rabe, was sagten Sie wohl dazu, wenn wir künftig unseren Stammtisch bei Ihnen hätten?

Es war ein großer Erfolg geworden, und es war seitdem bergauf gegangen mit jedem Tag bis hinauf zum Fiat und zum Kajütboot mit Schwedenmotor. Wenn er aber in weißen Leinenhosen, weißem Rollkragenpullover, blauer Klubjacke, genannt Blazer, und goldgeschnürter Schiffermütze das Boot die Däbel entlangsteuerte und die jeweilige Freundin anfang, vorsichtig nach den Quellen seiner Wohlhabenheit zu forschen, dann sagte er bescheiden, er habe mal ein bisschen geerbt, und im übrigen sei er nichts als ein Trainer. Der Trainer des kommenden Meilenweltrekordlers Jürgen Rogge. „Kennst